

## **BEWEG DICH, DAMIT SICH WAS BEWEGT!**

---

Quelle: „an.schläge – das feministische magazin“, Ausgabe Juli/August 2007

Die jungen Musliminnen Österreichs präsentieren sich als selbstbewusste Österreicherin mit dem Willen Grenzen zu sprengen. Martina Madner war bei der Abschlussveranstaltung des Qualifizierungsprojekts „Fatima 2007“ mit dabei.

„Yeeeeaaaah!!!“ jubelt die junge Frau im Kopftuch mit den aufgemalten grünen Streifen auf den Wangen. Sie hat sich beim Rugby-Spiel mit dem Ball hinter die Linie gekämpft und tanzt quer durch ihre „Mann“schaft – alle sind junge Frauen, keine ist älter als 25; alle sind Mitglieder der „Jungen Musliminnen Österreichs“, der Großteil davon trägt Kopftuch. Das Bild, das bei der Abschlusspräsentation des Qualifizierungsprojekts „Fatima 2007“ von jungen Frauen muslimischen Glaubens im Film abgebildet wird, widerspricht völlig dem in den Medien oft gezeigten Klischee der unscheinbaren, be- und unterdrückten Frau, die sich hinter ihrem Glauben und einem Kopftuch versteckt.

### **Humor als Antrieb.**

Das Motto des Projekts, „Beweg dich, damit sich etwas bewegt“, spiegelt sich deshalb auch nicht nur in den sportlichen Aktivitäten wider, sondern auch im Projektunterricht: Unter der Anleitung von professionellen Trainerinnen lernten 25 junge Frauen an fünf Seminar-Wochenenden im Laufe von neun Monaten, wie Projektmanagement und -präsentation funktioniert, wie man sich nach den Künsten der Rhetorik am besten ausdrückt, wie man ein Team führt und was politisches Engagement und Frauenpolitik ausmacht. Offenbar hatte man Spaß daran, denn das Lachen im Film nimmt kaum ein Ende.

Humorvoll setzt man sich selbst mit ernsthaften Themen wie den äußeren gesellschaftlichen Grenzen und Vorurteilen, aber auch mit den inneren traditionell-familiären Barrieren auseinander. Im Sketch sieht man einen Mercedes, zwei Frauen am Steuer und als Beifahrerin, ein junger Mann am Rücksitz. Frei nach dem Motto „Das geht doch nicht – Frau mit Kopftuch fährt Luxus-Karosse“ macht sich die Sprecherin lustig über die Situation und die dementsprechenden Vorurteile. Auf die Frage, wie sich der junge Mann denn fühle, antwortet dieser: „Schon ein bisserl diskriminiert.“

### **Politische Statements.**

Ernsthafter, wenn auch von auflockernden Theaterstücken und musikalischen Beiträgen unterbrochen, geht es da schon im anschließenden Programm im Palais Eschenbach zu. Frauen- und Integrationsstadträtin Sandra Frauenberger spricht vom selbstbestimmten und sicheren Leben in der Stadt Wien, dass für alle Frauen, unabhängig von Religion und Herkunft ermöglicht werden müsse. Es brauche ein eigenes Einkommen und die Förderung von Frauen abseits der traditionellen Frauenberufe, Änderungen im Fremdenrecht, aber auch den Abbau von

Vorurteilen, damit das Kopftuch nicht zu einer Barriere beim Einstieg ins Berufsleben wird. Die Teilnehmerinnen von Fatima 2007 sieht Frauenberger als Rolemodells: „Ihr beinahe kokettes Selbstbewusstsein zeigt, wie wichtig Empowerment ist.“ Die Stadträtin hofft wie die anderen RednerInnen, dass durch das selbstbewusste Auftreten der Frauen klar wird: Die jungen muslimischen Frauen arbeiten aktiv daran, dass sie als Österreicherinnen und Europäerinnen, die ihren Glauben offen leben, wahrgenommen werden wollen und selbst den Willen dazu haben, Grenzen zu überschreiten und ein selbstbestimmtes Leben zu führen.

### **Keine inneren Grenzen.**

Im Gespräch mit zwei der „Schwestern“, denn so nennen sich die Fatima-Frauen selbst, ist deshalb auch schnell erkennbar, dass sich die Lebensziele der jungen muslimischen Frauen wenig von jenen vieler anderer Österreicherinnen unterscheiden. Emel Gürol-Yücel ist Österreicherin, ihre Familie ist bereits vor drei Generationen aus der Türkei zugewandert. Sie studiert Medizin und steht kurz vor ihrem Abschluss: „Mir ist Bildung sehr wichtig, damit ich mich in einem anerkannten Beruf etablieren kann.“ Die 26-Jährige ist sich noch nicht sicher, ob sie später eine wissenschaftliche Karriere anstreben oder eher praktisch im HNO-Bereich arbeiten möchte. Sie ist seit viereinhalb Jahren verheiratet und möchte mit Kindern noch warten, bis sie im Beruf sattelfest verankert ist. „Je nachdem, ob dann mein Mann oder ich mehr verdiene, werden wir uns die Karenz teilen. Für ihn ist das auch kein Problem, wir wollen uns gleichberechtigt und im selben Ausmaß um die Kinder kümmern“, erzählt sie von ihren Plänen. Religion ist ihr wichtig, deshalb trägt sie seit drei Jahren das Kopftuch: „Ich lebe meine Religion öffentlich. Der Islam erlegt das den Frauen auf“, meint sie, „aber es ist die Entscheidung einer jeden Einzelnen es zu tun. Dadurch wird man nicht zu einer besseren oder schlechteren Muslima.“ Aus dem Fatima-Projekt ist sie mit gestärktem Selbstbewusstsein und der Fähigkeit besser mit Konflikten umzugehen, herausgegangen.

Wie Emel Gürol-Yücel erlebt auch die 28-jährige Ärztin Iman Dawoud, die aktuell ihren Turnus macht, kaum Vorurteile aufgrund des Kopftuchs: „Von den Kolleginnen und Kollegen werde ich akzeptiert, da steht die Qualität meiner Arbeit und meiner Qualifikation im Vordergrund. Hin und wieder kommt es vor, dass ich von Patienten und Patientinnen darauf angesprochen werde, oder für eine Krankenschwester gehalten werde.“ Dann erklärt sie einfach, warum sie Kopftuch trägt und fand den Umgang damit bisher auch nie weiter tragisch: „Ich mache alles, was ich will und gehe damit auch Laufen. Wir waren auch beim Wiener Frauenlauf mit dabei.“ Wichtig ist ihr aber, dass sie nicht in ihrem beruflichen Werdegang beschränkt wird. Das Kopftuch auf dem Passbild in der Bewerbung sollte ihr keine Nachteile bringen. Hier spiegelt sich dann doch die Sorge um Vorurteile wieder.

### **Äußere Grenzen.**

Die gesamte Veranstaltung zeigt denn auch nur einen Ausschnitt aus dem Leben muslimischer Frauen, die Sichtweise von gut gebildeten, offenen und Gleichberechtigung einfordernden

Frauen. Die Tatsache, dass viele Frauen am Arbeitsmarkt bestenfalls als Reinigungskräfte eingesetzt werden und ihre Bildung verkannt wird, kommt zwar vor; nicht aber, wie jene Musliminnen erreicht werden, die mangels Bildung, Sprachkenntnissen, mehreren Kindern und fortgeschrittenem Alter oder auch nur einzelnen dieser Barrieren kaum überhaupt eine andere Möglichkeit haben, am Erwerbsarbeitsleben teilzunehmen. An jenen führen auch die Qualifizierungsmaßnahmen von „Fatima 2007“ vorbei, sie können deshalb nur Teil von umfassenderen Frauenqualifizierungsprojekten, Antirassismusbearbeitung und Integrationspolitik sein – und in all diesen Bereichen fehlte es in den vergangenen Jahren an Unterstützung.

Ursula Haubners schriftlich überreichte Grußworte an die Teilnehmerinnen von Runde eins, „Fatima 2004/2005“, klingen deshalb und angesichts der restlichen FPÖ-Partei politik nicht gerade glaubwürdig: Auch wenn sie das „freiwillige Engagement“ hervorhebt und ein Bekenntnis zur Förderung junger Frauen ablegt – die „Unterstützung von Musliminnen“ als solche wird nicht einmal erwähnt. Allerdings bleibt heute ebenfalls die Frage offen, ob ihre Nachfolgerinnen, Ministerinnen Doris Bures (SPÖ) und Andrea Kdolsky (ÖVP), in diesem Bereich tatsächlich aktiver werden. Sie haben im Übrigen ebenfalls nur Vertreterinnen und postalische Grußworte geschickt.

### **Im Namen des Islams.**

Mehr vertreten ist dagegen der Blick nach innen, auf den Bereich, wo Frauen im Namen des Islams an ihrer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben behindert werden. Die Politologin und Islamwissenschaftlerin Amena Shakir räumt in ihrem Festvortrag zugleich mit hohlen Argumenten von mancher Feministinnen und mancher TraditionalistInnen auf. Im Koran sei verankert: Deine Rechte fallen nicht vom Himmel – Kümmere dich um ihre Realisierung! Sei kritisch – auch der eigenen Kultur und Tradition gegenüber! Akzeptiere kein Unrecht und wende dich laut dagegen! Bilde dich! Und Arbeite! Sei verantwortlich für deine Gesellschaft!

Shakir kann die Forderungen mit Zitaten und Geschichten aus dem Koran untermauern und zeigt damit eindrucksvoll, dass Frauen nicht durch den Islam oder das „Buch“ an sich, sondern durch die falsche Auslegung an einem selbstbestimmten Leben gehindert werden.

Was für Nicht-Religiöse allerdings den ganzen Nachmittag über befremdlich klingt, ist der jeweilige Beginn der Vorträge der MuslimInnen: „Im Namen des gnädigen und sich erbarmenden Gottes ...“ verspricht – egal, ob im Katholischen oder im Islam – offenbar nur für Gläubige etwas Gutes.